

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Die Schicksalsstunde.

(Nachdruck verboten.)

(17. Fortsetzung.)

Roman von Marie Bernhard.

„Ich habe schon seit Jahren zu Hause meine Kleider und Hute allein auszuuchen dürfen!“ hatte Lydia erklärt. „Mama hat einen ganz anderen Geschmack wie ich — sie hat auch für die Geschwister oft Sachen ausgewählt, die mir gar nicht gefielen. Mir wurde gesagt, wieviel ich ausgeben durfte, und darnach richtete ich mich.“

„Hast du den Waldmeister gebracht, Lydia?“ fragte Frau Olga jetzt, sich aus ihren Gedankengängen in den gegenwärtigen Augenblick zurückfindend.

Lydia schrak zusammen und errötete. Wenn sie rot wurde, sah sie wunderhübsch aus.

„Ich — ach verzeih, Tante Olga, ich habe es vergessen! Ich will a — er sogleich —“

„Nein, laß nur, ind, es hat keine Eile, es kann bis später bleiben; ich helfe dir dann pflücken. Wenn du Lust hast, setz dich zu mir, wir plaudern dann ein bißchen.“

„Und wenn ich jetzt nicht Lust hätte, könnte ich es doch niemals zeigen oder sagen!“ dachte Lydia und nahm neben ihrer Beschützerin Platz. Mechanisch griffen ihre Hände in den Korb und nahmen ein angefangenes Kinderläschen heraus — es wurde doch wohl von ihr erwartet, daß sie half.

„Du brauchst nicht zu nähen, wenn du nicht willst“, sagte Frau Burkardt freundlich. Lydia hatte ihr einmal, auf direktes Befragen mitgeteilt, daß sie sich ungern mit Handarbeiten abgebe. Sie ließ, auch sogleich das Lächeln fluten und lächelte dankbar. In ihres Geistes Auge sah sie sich in der Kellerwohnung ihrer mütterlichen Bewohnung neben der Mutter sitzen, irgend einen aufgezogenen Strickstrumpf oder Rock in Händen, bis Frau Gwert halb ungeduldig, halb mitleidig seufzte und ausrief: „Nein, das ist nicht zum Ansehen! Leg die Arbeit doch nur fort und nimm deine Bücher vor! Du wirst in deinem ganzen Leben keinen richtigen Strumpf stricken können!“

Die „Bücher“, die Lydia dann vornahm, waren durchaus keine Schulbücher gewesen. Die Vernaufgaben wurden von dem Kinde immer sehr rasch und dabei doch gut erledigt. Lydia bekam fast nie einen Tadel, dafür aber sehr häufig Lob, sogar Prämien bei den Versetzungen. Von ihrem Taschengeld hatte sie sich in einer Leihbibliothek abonniert, und nun las sie wahllos, was ihr in den Sinn kam, Seichtes und Gediegenes, Passendes und Unpassendes. Sie besaß viel Phantasie, und es machte ihr Spaß, sich ganze Romane auszudenken, die alle ihre eigene Person als Mittelpunkt hatten. Daß ihr in ihrem Leben allerlei wunderbare und großartige Dinge bevorstünden, bezweifelte sie keinen Augenblick. Die Lektüre, die Frau Olga ihrer Pflegetochter bot, befriedigte diese weit weniger — sie erschien ihr einerseits zu kindlich, andererseits zu schwer, zu gebiegen — was sollte sie mit diesen Helden, die eine so tönende Sprache redeten, wie sie im wirklichen Leben keiner sprach. In dem entzückenden Idyll „Hermann und Dorothea“, das sie jetzt Frau Olga vorlas, sagten ihr auch nur einzelne Schilderungen zu — daß der Held der Sohn eines Gastwirts, die Heldin gar ein Mädchen aus dem Volke war, wollte ihr nicht gefallen; sie freute

sich aber, daß Frau Olga sowohl ihr Organ als auch ihre Vortragsweise lobte, daher waren ihr diese Lekturstunden immerhin angenehm.

Wenn Peter kommt, müssen wir sein Zimmer recht hübsch mit Blumen schmücken, sagte Frau Olga freundlich. Er liebt das sehr. Schon als kleines Kind, als er noch nicht reden konnte, streckte er die Händchen nach allem Blühenden aus, und dazu lachte er über das ganze Gesicht. Morgen, wenn die beiden Pfarrersöhne mit ihrer Mutter herkommen, handelt es sich weniger um Blumenschmuck, da ist die Maibowle besser am Platz.

„Das ist der Arzt und der Maler, nicht wahr?“ fragte Lydia.

Die beiden Titel liegen noch in der Zukunft — das heißt, der Maler soll ja jetzt schon Hervorragendes leisten, ihm wird eine sehr bedeutende Zukunft prophezeit. Was ich von seinen kindlichen Zeichnungen und Entwürfen gesehen habe, das war freilich staunenerregend. Er ist überhaupt ein Original, der ganze Eugen! Nicht gerade liebenswürdig — Oskar, der Mediziner, ist dies eigentlich auch nicht. Wie ist es, Lydia, möchtest du die beiden gern kennen lernen?“

„Ich möchte schon.“

„Du hast gewiß gedacht, ich könnte dich des öfteren zusehen, wenn Besuch hierherkommt — wie?“ Frau Olga blickte prüfend in des Kindes Gesicht. „Ich hätte aber meine wohlberwogenen Gründe dafür, dies nur selten zu tun. Du solltest erst innerlich ganz zur Ruhe kommen, ehe du so viele neue Eindrücke in dich aufnimmst. Wenn das geschehen ist —“

„O Tante Olga, das ist längst geschehen.“

„Soll das heißen, daß du nicht mehr an dein früheres Leben und an deine Angehörigen zurückdenkst?“

„Das — das eigentlich nicht!“ gestand Lydia zögernd. „An Mama muß ich oft denken — und auch an die kleine Grete, die war so niedlich, die hatte ich lieb. Die Buben waren zu ungezogen — und — und — er — Mamas Mann — den hab' ich gehaßt — den hasse ich noch.“

„Zum Glück wirst du in deinem kindlichen Alter noch nicht wissen, was es um wirklichen Haß auf sich hat.“

„Ich glaube, ich weiß es doch.“

Sah man in des Kindes Antlitz, dann mußte man ihm Glauben schenken. Frau Olga vermied es, weitere Fragen zu stellen, obgleich sie gern gewußt hätte, wie weit Lydia in ihre Vergangenheit zurückblicken konnte. Sie wollte aber nur ein freiwilliges Vertrauen entgegennehmen.

Als lese ihr Lydia die Gedanken vom Gesicht, sagte sie wie in einem plötzlichen Entschluß: „Darf ich dir etwas erzählen, was ich mal erlebt habe, Tante Olga?“

„Natürlich darfst du! Bei mir kannst du auf volles Verständnis und auf warme Teilnahme rechnen — ich denke, das weißt du.“ Die Pflegemutter streckte dem Pflegekinde die Hand entgegen, die Lydia küßte.

„Das ist — das ist vielleicht ein halbes Jahr her — da war ich einmal ganz allein zu Hause. Mama war mit den Kindern zu Verwandten gegangen, aus denen ich mir nichts machte, und er — Mamas Mann — war

schon früher fort, und ich wußte, er kam erst in der Nacht wieder. Ich sollte Schularbeiten machen und nachher striden — gearbeitet hatte ich schon, und striden wollte ich nicht. Ich hatte schon lange darauf gewartet, einmal ganz allein zu sein und an Mamas Nähtisch zu kommen. Da war nämlich ganz zu unterst ein Fach, in dem verwahrte sie Briefe, das hatte ich zufällig mal gesehen. Und ich dachte, in den Briefen könnte etwas drinstecken von meinem richtigen Vater — oder über meinen richtigen Vater, und das wollte ich so brennend gern wissen. Mama hatte immer den Schlüssel bei sich, aber diesmal hatte sie große Eile gehabt, fortzukommen. und da hatte sie ihn rasch in den Schlüsselloch geworfen, das sah ich. Und so packte ich schnell meine Büchertasche für den anderen Tag und räumte die Sachen weg, die herumlagen, und dann schloß ich den Nähtisch auf.“

„Kühltest du gar nicht, daß du ein Unrecht begingest, Kind?“

„Ein Unrecht? Nein, warum denn? Ich wollte doch von meinem Vater etwas wissen, das war ja mein Recht.“

„Über wenn deine Mutter dir nichts über ihn mittheilte, so wird sie ihre Gründe dazu gehabt haben.“

„Das ist möglich! Aber ich hatte auch meine Gründe — das ist ganz dasselbe. Also ich schloß auf und heb ein paar Fächer heraus und fand schließlich das geheime Fach — da war aber eine Feder zu drücken, die bekam ich nicht auf; es dauerte eine ganze Weile, bis sie endlich aufsprang. Da lagen denn die Briefe, mit einem gelbseidenen Bande zusammengebunden, aber gar nicht viele — ich denke, mehr als acht oder zehn können es nicht gewesen sein. Und ganz, ganz dickes Papier wie Leder und solche große steile Schrift. Wie ich das gelbe Band abwickelte, da fiel ein Bild heraus, eine Photographie. So Kart-Format, ein Herr in ganzer Figur, seitwärts neben einem kleinen Tischchen sitzend — sehr stolz und sehr fein und sehr hübsch aussehend. Und unter dem Bilde stand: „Für Annie von Rou.“ — Und in Wien war das Bild gemacht. Wie ich es so hin- und herdrehe und sehen will, ob noch weiter etwas darauf geschrieben ist, da tut sich mit einemmal die Tür auf, und Mama steht vor mir und hat die kleine Grete auf dem Arm, die schon in der Nacht nicht wohl gewesen war, und nun war sie krank geworden und Mama hatte sie nach Hause bringen müssen. Ach Gott, wie hab' ich mich aber bloß erschrocken! Alle Briefe sind mir aus der Hand gefallen, so hab' ich gezittert — und haben sich auf der Erde zerstreut. Noch nie in meinem Leben hab' ich Mama so gesehen, wie sie damals war — nicht böse, auch nicht heftig, aber so ganz und gar verzweifelt. Ich hab' nie, solange ich denken kann, einen Schlag von Mama bekommen — ich weiß auch nicht, was geworden wäre, wenn sie mich geschlagen hätte — aber damals wollte ich lieber, Mama würde mich geschlagen haben. Ganz außer sich war sie. Sie sank ganz kraftlos zusammen, und ich mußte ihr rasch die kleine Grete fortnehmen, sonst wäre die auf die Erde gefallen. Geschluchzt und geweint hat Mama, so bitterlich und hat die Hände gerungen und bloß immer gerufen: „O Gott! O lieber Gott!“ Und kein böses Wort zu mir, nur: „Wie konntest du das tun? Wie hast du das tun können?“ Sie tat mir so fürchtbar leid, ich hab' drei- und viermal gesagt: „Ich hab' kein Wort gelesen, kein einziges Wort, ich schwöre es dir!“ Da hab' ich wirklich schwören müssen, aber ruhig ist Mama noch lange nicht geworden; sie hat immer gesagt: „Aber das Bild — das Bild hast du gesehen!“ — Ja, das hatte ich, aber es stand ja kein Name weiter drauf, bloß Raoul. Das kranke Kind hat laut geweint und gesammert, es hat sich nicht wollen von mir ausziehen und betten lassen — das mußte Mama tun, und dabei ist sie ein bißchen ruhiger geworden. Die Briefe und das Bild hat sie gleich zu sich gesteckt und hat zu mir gesagt: „Ich werde dafür sorgen, daß du nichts mehr hiervon anrühst!“ Wir waren beide schrecklich unglücklich, und noch nach Stunden hat Mama oft tief aufgeseufzt und gesagt: „Ich armes, armes Geschöpf!“ Ich hab' sie um Verzeihung gebeten, da hat sie geantwortet: „Verzeihen will ich dir schon, aber vergessen kann ich dir dies nicht!“ Und seitdem — seitdem ist Mama anders zu mir gewesen — nicht hart, auch nicht

heftig — o nein! Aber so, als ob sie Angst vor mir hätte oder als ob sie sich fürchte, mir etwas zu sagen. Ich glaube, sie ist froh, daß ich von Hause fort bin — und nicht bloß deshalb, weil er — ihr Mann! — so wütend auf mich war. Die Briefe und das Bild habe ich natürlich nie mehr zu sehen bekommen; ich hätte auch niemals wieder nachgestöbert und wenn ich noch zehnmal allein gewesen wäre. So! Das ist alles — mehr weiß ich nicht. Daß mein wirklicher Vater ein sehr vornehmer Herr gewesen ist, das habe ich mir immer gedacht, aber mehr über ihn erfahren werd' ich gewiß nie!“

„Und mußt es geduldig hinnehmen, wie das Schicksal es fügt, mein Kind!“ lachte Frau Olga begütigend und leute ihre Hand auf Indias Rechte.

„Geduldig? Niemals! Aber hinnehmen? Es bleibt mir ja nichts anderes übrig!“ stieß das Kind trotzig heraus.

Kontinuation folgt.

Berühmte Weihnachtsmärkte.

Die bunten anheimelnden Bilder des Weihnachtsmarktes sind uns als der stimmungsvolle Vorklang des eigentlichen Festes lieb und teuer. Da der Markt, auf dem man alle Herrlichkeiten einfauft mit der Versicherung im ersten Zusammenhang steht, so gab es in einer Zeit, da die Versicherung am Nikolaustage stattfand, keine Weihnachts-, sondern Nikolausmärkte. Diese Nikolausmärkte sind die Vorläufer des Weihnachtsmarktes der als Einleitung des Christfestes erst im 17. Jahrhundert auftritt. Der älteste Weihnachtsmarkt, über den wir einen genaueren Bericht haben, wird in der Nürnberger Chronik Walenleits aus dem Jahre 1697 geschildert. „Einige Tage vor dem Fest“, heißt es hier, „wird auf dem Markt Weihnachtsmarkt gehalten, der der Kindleins Markt oder noch vollständiger der Christkindleins-Markt gewöhnlich genannt wird. Da ist nahezu der ganze Platz voll Holzbuden, die für die Zeit aufgebaut sind, und in denen aller Art Waren, die zum Nutzen und zur Erquickung der Kinder, ja auch der Erwachsenen von Dingen erhebt und von der Phantasie ausgedacht werden, zum Verkauf ausgestellt sind. Um sich diesen Markt zu beschauen, können nicht nur aus den benachbarten Städten die Leute niederen Standes, sondern bisweilen auch fürstliche Personen dort zusammen. Die kleinen Kinder von Nürnberg sind überzeugt, das Christkind laufe hier die Sachen ein, die es nachher am Weihnachtsabend unter sie verteilen wolle.“ Neben dem Nürnberger Weihnachtsmarkt, der natürlich durch die besondere Bedeutung der Stadt für die Spielwarenindustrie den reichsten Glanz entfaltete, kamen im 18. Jahrhundert noch andere berühmte Weihnachtsmärkte auf. Schon unter Friedrich Wilhelm I. war dieses lustige Weihnachtsstreben auf dem Schloßplatz in Berlin eingebürgert. So berichtet die Berliner Tripsigier-Zeitung, unter dem 24. Dezember 1739, die preussische Kronprinzessin Elisabeth Christina habe mit ihrem Bruder und dessen Gemahlin den Christmarkt besucht: „Bei dieser Gelegenheit hatten die Kaufleute sich bemüht, ihre Läden durch Auslegung der schönsten Waren auszustatten. Alle Häuser in den Gassen, durch welche die Herrschaften passierten, waren von einer großen Menge Lichter erleuchtet.“ Um dem Weihnachtsmarkt eine besondere Weihe zu geben, wurde sogar vielfach die Aufrichtung der Buden in den Vorhallen und Kreuzgängen der Kirchen gestattet. Goethe erwähnt in seinem Weihnachtsbrief von 1772 an Kestners den Frankfurter Christmarkt: „Als ich gestern über den Markt ging und die vielen Lichter und Spielsachen sah, dachte ich an Euch und meine Bubens, wie Ihr Ihnen kommen würdet, diesen Augenblick ein himmlischer Bote mit dem blauen Evangelio, und wie aufgerollt sie das Buch erbauen werde.“ Auch der Leipziger Weihnachtsmarkt war berühmt. „Der Christmarkt“, heißt es in einer Schilderung von 1785, „geht drei Tage vor dem Feste an. In diesen Tagen sind auf dem Markte große und kleine Buden aufgebaut, die abends illuminiert werden.“ Die Studenten trieben hier sehr viel Unfug und trompeteten den „Frauensimmern“ auf kleinen Holstrompeten ins Ohr, was sie „Commerce“ nannten. In Dresden feierte man den „Striebelmarkt“.

Die Weihnachtsmärkte der verschiedenen Städte waren durch ihnen besonders eigentümliche Übertragungen ausgezeichnet. So hat Berlin seine „Knarren“ und „Waldeutei“ und die „Schätschen“, die von Kindern „forn Groiden“ ausgedacht wurden. Dresden hat seine „Feuertüpel“, kleine Figuren aus Bachsphaumen mit einem Puppenkopf und einer Holzleiter, die wohl den Knecht Ruprecht als Gesentherer darstellen. Die Glanzzeiten des Berliner Weihnachtsmarktes waren in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in der ihn viele Dichter, so Ludwig Tieck, Glasbrenner u. a., gefeiert haben. In seinen Altberliner Erinnerungen sagt Felix Philippi von dieser verflungenen Herrlichkeit: „Ich habe auf weiten Reisen, die mich durch Deutschland und Italien, durch Frankreich und Griechenland führten, zahllose Volksfeste gesehen, aber etwas Liebenswürdigeres, Heimlicheres, echt Volkstümlicheres als den Berliner Weihnachtsmarkt habe ich trotz der Unfreundlichkeit des nördlichen Klimas und trotz aller Grämlichkeit des Himmels nie wieder gefunden. Die letzten vierzehn Tage vor dem Fest.

namentlich nachmittags nach Schulschluss, drängte und drängelte sich, schob sich und stutete durch diesen riesigen Jahrmarkt eine unabsehbare, fröhliche, erwartungsvolle und laulustige Menge. In dieser Budenstadt, obwohl ganz manierlich in Straßen eingeteilt, konnte man sich leicht verirren; sie umfakte den ganzen Schloßplatz und auf der anderen Seite des Schlosses den großen Lustgarten. Hier reichte sich Bude an Bude, manche reell gezimmert, viele nur lustig mit einem Plan bespannt; große Öllampen ergossen ihr rötlich-schimmeriges Licht über all die Herrlichkeiten, die da, sein läubelich ausgedehnt, alt und jung, reich und arm, hoch und niedrig in Entzücken verkehrten.

Das falsche Christkind.

Von Richard Rieh (München).

Marion kommt strahlenden Auges heim. Schnee liegt auf ihrem Mäntelchen, und ihre Blide künden reines Glück: „Bati, ich hab' eben das Christkind a'geh'n. Auf der Leopoldstraße ist's g'gangen. Und ein weißes Mäntelchen hat's ang'habt.“

„Ja, woher weist denn du, daß das das Christkind gewesen ist?“

„Aber, Bati, wo's doch ein Belzerl am Mantel a'habt hat. Und so o' Lieb a'schau!“ — Da war natürlich ein jeder Einwurf hinfällig.

„Und sicher hat's grad überlegt, was's den Kindern zu Weihnachten bringen soll. Und besonders den ganz armen. Und auch mir, gelt, Bati?“

„Selbstverständlich“, sagt der Bati.

„Und mir wird's wahrscheinlich eine Puppenkutsche bringen. Und den armen Kindern einen Elefanten. Vielleicht sogar einen echten, lebendigen. Und einen Sprengwagen vielleicht auch. Mit richtig zum Wasser spritzen. Und Herzele aus Pfefferkuchen. Es hat ja so o' nachgedacht, das Christkind, das liebe. Und dann ist's zum See runter im Park. Vielleicht zum Schlittschuhfahren. So o' lieb ist das Christkind! — Du, Bati, ob's wohl im Spielkasten am Eck all die Puppen schon a'jammengelauft hat für die Kinder? Komm, wir wollen gleich mal nachschauen!“

Und weil ihre Augen gar so leuchten, bringt es der Bati nicht übers Herz, ihr einen Ruck abzulassen. Und so geht er denn mit.

Die kleine Marion hört nicht auf zu plauschen. Das Mündchen steht nicht still. Oh wohl der liebe Gott auch mit auf die Eisbahn gegangen sei. Sie glaube schon. Denn hinter dem Christkind sei ein Herr mit ganz langem weißen Bart gegangen. Und der Knecht Ruprecht? fragt die Marion. Das Christkind kann doch nicht all die Sachen selber tragen. Aber — im Laden am Eck ist die ganze Weihnachtspracht noch zu haben: Sprengwagen und Puppenhaus und Bauernstube. Und all die großen und kleinen Puppenchen. — Marion schaut, aber ihre Gedanken sind doch ganz wo anders.

„Das Christkind in sein' weißen Kleiderl ist sicher das bravste Kind von der Welt“, sagt sie. „Sonst wär's doch eben nicht das Christkind! Gelt, Bati?“ Und plötzlich geht ein Juden durch ihr Gesicht, und sie hält es an Batis Hand kaum aus: „Da, schau, da schau doch nur... dort drüben... das Christkind!... da kommt's... und ein Engel geht das neben... ein großes Engel... und sie kommen her zu uns.“

Und da kommen sie wirklich: ein blondes Kind, dessen Rosentopf von der Mücke nur knapp verdeckt wird, und daneben, offensichtlich seine Bonne. Und sie streben geradezu zu uns hinüber, d. h. natürlich zu dem Schaufenster, vor dem auch wir stehen. Die Bonne scheint nicht recht zu wollen. Denn die Kleine zieht und zerrt und ist recht ungedulden. Nun in Hörweite sagt sie: „Und jetzt will ich gerade den Sprengwagen sehen!“

Das Christkind will den Sprengwagen sehen? Marion ist so erregt, daß die kleinen Hände zittern. Gebannt ruhen ihre Blide auf dem kleinen Mädel und lassen nicht von ihm. Das Christkind will —

„Ja sag's der Mama, wenn Sie mich den Sprengwagen nicht sehen lassen. Die Mama hat eiaens gesagt, ich darf sehen, was ich will. Und jetzt will ich eben...“

„Wie oft denn noch...?“ erwidert der das Christkind begleitende Engel.

„So oft, wie ich eben will“, sagt die herrliche Kleine. Und sie stampft mit dem Fuße auf und schüttelt den unwilligen Kopf, daß die Haare fliegen.

„Das Christkind!“, flüstert Marion. Aber in ihren Worten zittert Zweifel. Ihre Augen werden ganz groß; ganz traurig, ganz feucht. „Das ist ja... gar pei... das Christkind!“, sagt sie, tief erschüttert. Und beginnt zu weinen. Nicht zu weinen; zu wimmern! Die kleine Brust vergeht unter den Stößen des Schluchzens. Immer wieder. Bis sie daheim sind, die Marion und ihr Bati.

Die großen Menschen meinen, sie haben das Monopol auf den Schmerz und die Enttäuschung. Und sie ahnen nicht, wie wund die Seele eines Kindes ist, wenn es plötzlich aus den Wundern des Himmels fällt und erkennt, daß es das Christkind zu schauen vermeint und dabei nur ein eigenwilliges, selbstüchtliges Menichlein gesehen hat...

Der Humor im Weihnachtsgeschenk.

Fritz Reuters bekannte Geschichte vom Rutschbod, der in so vielen Exemplaren dem Abnungsgeloten zu Weihnachten geschenkt wird, sei in klassischer Weise, „wat ut ene Aewerrijching rui kommen kann.“ Der lustige Robold, der in allem „Zustlapp“ liegt, spielt bei der Weihnachtsbeherung so manche humorvolle Streiche, von denen eine englische Zeitschrift einige mitteilt. Kurz vor seinem Tode erhielt Mark Twain ein Weihnachtsgeschenk, über das sich die ganze Stadt amüsierte. Sein Verleger Collier teilte ihm nämlich mit, er werde ihm diesmal eine ebenso schöne wie eigenartige Gabe senden: nämlich einen Elefanten. Mark Twain war über die Ankündigung dieses etwas umfangreichen Haustieres nicht gerade entzückt, aber da er seinen Verleger nicht beleidigen wollte, so ließ er kurz entschlossen seine Automobillgarage in ein Elefantenhaus umwandeln. Ein paar Tage vor dem Fest traf eine Wagenladung Heu ein „für den Elefanten mit Mr. Colliers besten Empfehlungen“ und kurz danach stellte sich ein imponierender Herr bei dem Dichter vor: „Prof. Max, gelehrter Elefantenwärter.“ Er beäugte mit lächerlichem Auge die Vorbereitungen und ordnete an, noch einen festeren Boden für den schweren Gast anzulegen. Im Hause Mark Twains und in der ganzen Stadt herrschte die größte Aufregung. Dem Humoristen war etwas unheimlich amute, denn ihm „schwante“ etwas. Am Weihnachtsabend kam richtig der Elefant an: eine lebensgroße Attrappe aus Pappe. Der große Snötter war diesmal angeführt. An ein wunderliches Weihnachtsgeschenk Carlloles erinnert ein Zettel, der sich unter keinem Nachschand und auf dem folgenden steht: „Hier die Verkündigung eines Waischänders für die reichste der Frauen. Segen auf ihr hübsches Gesicht, und möge es immer so blühend durch Fröhlichkeit sein, wie es teuer ist, lauber oder nicht. Thomas Carlyle 25. Dezember 1830.“ Diesem Zettel war ein 5-Pfund-Schein beigelegt, und das Ganze ist ein Zeugnis für die Vergeßlichkeit des großen Gelehrten. Der natürlich nicht daran gedacht hatte, seiner Ehehälfte den von ihr gewünschten „Mahagoni-Waischindl mit Marmorplatte“ vorher einzukaufen. Sehr sonderbare Geschenke empfing die Königin Viktoria von ihren exotischen Vasallen. Den Boal Schok der König von Siam ab, der ihr einmal ein paar silberne Bratpfannen zum Christfest schickte.

Rundschulden.

Von Hanns Heidrich.

Fritz Kaiser hatte eine furchtbare But im Leibe. Er hatte nämlich an Ostor Teichgräber hundert Goldmark zu zahlen, und Teichgräber hatte doch wirklich die Freiheit belesen, ihn daran zu erinnern.

Es ist taktlos, bei der heutigen Geldknappheit einen lieben Nächsten an Zahlungen zu erinnern — da man sich doch an den Fingern abzählen kann, daß iener doch nichts zum Zahlen hat.

Kaiser hatte also Grund, sich zu ärgern. Er hatte ja auch selber noch von Thomas Schreier hundert Goldmark zu fordern, die er ihm in seiner Gütmütigkeit ließ, — aber selbst jetzt, da er von Teichgräber gedrängt wurde, vermochte er Schreier nicht daran zu erinnern.

Freilich — Teichgräber hätte ihn nicht gedrängt, wäre er nicht von Schreier an die hundert Goldmark erinnert worden, die er diesem noch für Auslagen zurückzahlen mußte. Infolgedessen hatte auch Teichgräber eine But im Leibe. Als ihn Kaiser nun flehentlich hinstellt, lachete er an Schreier im gleichen Sinne, und nun hatte auch Schreier die But im Leibe.

Keiner wußte von den Schulden des anderen, — und so härmten sich alle drei wochenlang unter den ärgerlichsten Sorgen ab, wie sie sich anderweitig die Summe beschaffen könnten.

Eines Tages hatte Kaiser die hundert Mark von dritter Seite erhalten. Er beeilte sich, Teichgräber damit zu beschwichtigen. Teichgräber seufzte erleichtert auf und zahlte Schreier sein Geld zurück.

Am gleichen Tage noch kam Schreier bei Kaiser an und gab ihm die hundert Mark wieder.

Schreier erkannte an einigen kleinen Tintensprühern die beiden Fünzig-Rentenmark-Scheine wieder, die damit ihre Rundreise beendet und drei Freundschaften auseinandergebracht hatten...

Scherz und Spott

Aus einem englischen Schulaussatz. Eine Schulkasse sollte nach einer Naturkundeunde einen Aufsatz über die Wirbelsäule schreiben. Einer der Jungen schrieb folgendes: „Die Wirbelsäule besteht aus Knochen, die den Rücken hinauf- und hinunterlaufen und die Rippen zusammenhalten. Auf dem oberen Ende sitzt der Schädel, auf dem unteren sitzt ich.“

Und er? Freund: „Nun, es scheint doch, deine Frau kommt ganz auf mit deinem Gehalt aus.“ — Der Junge vorbeirietete: „Sie schon. Aber was fange ich an?“ (Die Studie.)

Das Einfache. Junge Dame zum Arzt: „Was, strenge Diät und auch noch tägliche Körperübungen! Ich dachte, es sänge viel einfacher, vielleicht mit einer Operation.“

(New York World.)

Weihnachts-Büchertisch

Jugendschriften und Bilderbücher.

Eine Nachlese.

Verhätetetes Eintreffen einzelner Verlagserzeugnisse machte eine Nachlese erforderlich, aus der wir hier einiges bekanntgeben möchten, das für den Weihnachtstisch noch gerade rechtzeitig besorgt werden kann. Zunächst ein prächtiges Jugendbuch, das besonders für das reifere Knabenalter in Frage kommt: „Die weite Welt“. Ein Buch der Reisen und Abenteuer, Entdeckungen und Entdeckungen, das unter Mitarbeit einer ganzen Reihe bekannter Namen, von Hanns Günther (W. de Haas) herausgegeben im Verlag von Rascher u. Co. A.-G. Zürich erscheint und auf fast 500 Seiten eine Fülle des Interessanten und Belehrenden, das 298 Bilder und mehrere farbige Tafeln erläutern enthält. Ein fesselndes Jugendbuch aus dem Gebiete der modernen Technik ist auch Friedrich Ottos „Hans Ludwigs Herdengana“ (Aua Scherl, G. m. b. H. Berlin). Es schildert die Entwicklung eines deutschen Jungen vom Schüler zum Direktor großer Automobil- und Flugzeugwerke, als Erfinder und begabten Autorennfahrer und stellt deutsche und amerikanische Industrie in einer Fülle origineller Zeichnungen gegenüber. Bewährt als Jugendlektüre hat sich das in verbesserter und vermehrter Neuauflage vorliegende, von Georg Selter herausgegebene Buch „Neue Taten und Abenteuer“ (Verlag von A. M. Hanns Erben, Berlin SW. 68). Im gleichen Verlag erscheint „Der Kampf um den Niesen“ von Friedrich Otten, ein fesselndes und belehrendes Buch, in dem die an gefährlichen Abenteuern und interessanten Situationen so reiche Mount-Everest-Expedition vom jugendlichen Leser miterlebt werden kann. „Wellins Kinder“ von Karoline Waldau (F. B. Rothem, G. m. b. H. Köln) sind eine köstliche Jugenderschließung frisch und interessant geschildert und reich an Handlungen und Charakterzeichnungen. Als Fortsetzung des Buches erschien im gleichen Verlag „Beppo und seine Freunde“, eine spannende, geschriebene Knabengeschichte, in der sich die Jugend mit starkem Interesse vertiefen dürfte. Reich an Abenteuern und Unternehmungen, wie sie die junge Welt so gern liest, ist das Buch „Karlsen Knirps und sein Storchgespann“ von Ludwig Knippsch (Jugend-Verlag, Charlottenburg), das in drei Bänden über die Mittelmeerländer und Brasilien nach Tibet führt, einen deutschen Knaben eine Fülle interessanter Abenteuer bestehen läßt und Sitten und Gebräuche der besten Länder kennen lehrt.

Von neuen Bilderbüchern sei zunächst auf ein neues Buch vom berühmten Verfall der „Struwwelpeter“ Heinrich Hoffmann, Beluch bei Frau Sonne (Literarische Anstalt Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) hingewiesen. Es sind aus dem Nachlaß herausgegebene Zeichnungen und Verse, die der Großvater den Enkeln in verschiedenen Heften schenkte und dichtete. Sie haben den Schwunz und die typische Eigenart der bereits in mehreren Hunderttausenden verbreiteten Bilderbücher des Frankfurter Arztes und dürften daher von der Kinderwelt mit lebhafter Freude begrüßt werden. Hervorragend schöne Bilderbücher von künstlerischem Gepräge und bester Ausstattung sind die „Wiener Jugendkunst-Bilderbücher“ (Verlag Ferd. Hirz u. Sohn, Leipzig). Die reiferen Schüler und Absolventen der Jugendkunst-Klasse an der Kunstgewerbeschule des Österreichischen Museums für Kunst und Industrie in Wien vereinigen sich unter dem Wahlworte „Die Jugend für die Jugend“ zu dem Zwecke, Bilderbücher nach selbstbestimmten Texten herzustellen. Das erste Buch „Ein frohes Jahr“ von Käthe Berl bringt auf 6 farbenprächtigen Linoleum-Drucken, zu denen das prächtige Titelbild sich als liegendes Gefäß, der Lauf des Jahres, nach dem in einfache und in verständliche Verse gefassten Text gestaltet, während im zweiten Buch „Was uns freut“ Marie Stadlmaier in 6 Tempera-Arbeiten mit flotten Pinselstrichen ihre Bilder in leicht schwindend so leicht und mühelos, als wenn sie von selbst entstanden wären, gerade deshalb aber einen so eigenartigen lebendigen Eindruck hervorrufen.

Der bekannte Bilderbuch- und Beschäftigungsmittelverlag J. F. Schreiber in Echingen hat eine größere Anzahl Neuheiten in Bilderbüchern und Beschäftigungsmitteln vor, die wegen ihres vorzüglichen Inhalts und ihrer guten Ausstattung auch heuer wieder erhöhte Aufmerksamkeit verdienen. Ein reizendes Bilderbuch ist das „Was Hanschen alles kann“ von B. Grimm mit Versen von Karl Weinert-Decker. In ihrem Buch „Das Kinderfest“ mit begleitenden Versen von E. Morgenstern illustriert M. M. Behrens in 12 amüsanten Bildern einen heiteren Tag aus

dem Leben des Kindes. „Die bunten Läden“, mit Bildern und Versen von Irma Gleitsmann gewöhren in originellen Darstellungen einen Einblick in das Getriebe von 12 verschiedenen Kaufläden. Das Buchlein „Kinder am Rhein“ von E. Voigt hält in reizenden Silhouetten hellere Szenen aus einer am Rhein verlebten Kinderzeit fest. In „Samuelmanns Reise“ Bilder und Text von A. Stidel erzählt uns die Künstlerin von den Reisen und Abenteuern des kleinen Samuelmann, die er nach Verlassen seines schlafenden Vaters zu überleben hatte. Neben der Pflege des Bilderbuches befaßt sich der Verlag auch mit der Herausgabe von Malbüchern, deren stattliche Reihe um rund ein Duzend neuer ebenso farbenprächtiger wie künstlerischer Hefte bereichert wurde („Ein lustiges Tierbilder- und Malbuch“, „Bunte Leute“, „Märchen“, „Singvogel“, „Kasperltheater“, „Fabeln“, „Aus der Jugendzeit“, „Unsere Freunde aus Haus und Hof“, „Bilder-Lotto“). Die bekannten Schreibischen Beschäftigungsmittel zur Bildung des Geistes, des Auges und der Hand, von Lehrern und Künstlern nach einheitlichen Grundsätzen aufgebaut, bieten ein ideales Feld, den Spiel- und Tätigkeitstrieb des Kindes anzuregen. In der Sammlung sind erschienen: Anleitung zum Zeichnen, Normen in Ton und Plastilin, Ausschneidearbeiten, Kartearbeiten, Klebebilder, Wandbilder für die Kinderstube, Beschäftigungsbogen für Laubhage, Schere und Glasperpapier, Bauhagen, Aufstellbogen, Aufleidebogen, Kulturelchische Bauhagen, Münchener Künstler-Modellbogen und Bauhefte. Eine Teilgruppe hiervon sind Schreibers Beschäftigungsbücher zum Bauen und Basteln für Haus und Familie und für die Jugend beiderlei Geschlechts bestimmt.

Die Romane der Zapolsta.

Gabrijela Zapolsta, die bekannte polnische Schriftstellerin, ist eine ungewöhnlich temperamentvolle Milieu- und Charakterbildnerin. Ihre Romane, die ins Deutsche übertragen bereits in zahlreichen Auflagen vorliegen, werden mit Recht als Meisterstücke psychologischer Könnens und dichterischer Gestaltung angesehen. Der Verlag Othello u. Co., Berlin W. 15, bringt soeben ihr Lebenswerk — 9 Bände — in geschmackvoller Ausstattung heraus und wir möchten nicht veräumen auf diese Bände die in sich abschließende Teil eines ihrer bekanntesten und vielgelesenen Romane, „Krisen“, „Die Hölle der Jungfrauen“, „Wovon man nicht spricht“, „Sommerliebe“, „Frau Renas Ehe“, „Käthe der Roman eines Dienstmädchens“, „Der Polkaim-Mer“, „Die unerbürte Frau“ und „Woran man nicht denken darf“, enthält, hinzuweisen. Die Romane der Zapolsta sind Reisedokumente, die in fiktiven, aber glaubhaft durchgeführten Problemen unerbittlich Stellung nehmen gegen Verdröbnis und Unstille gegen falsche Mädchenerziehung und die schiefte Stellung der Frau, die ihr eine falsche Moral anwies. Die Sittenbilderungen dieses weiblichen Beobachters sind in ihrer Realistik nicht nur äußerst spannend; die Zapolsta findet auch die dichterischen Ausdrucksmittel, die das Gewissen des Lesers wahrnehmen.

Wachender Humor.

„Ausgerechnet zum Lachen“ nennt sich ein urfideles Buch, das soeben im Verlag von Braun u. Schneider in München erscheint. Karl Storch, der bekannte Münchener Zeichner, hat sich mit diesen lustigen Bilderfolgen, die zum Teil kaum noch des humorvollen Textes bedürft hätten, beinahe selbst überbieten. — Im gleichen Verlag erschien ferner „Im Spiegel der Tierwelt“, 4. Band von Käthe Ols. Hausen-Schönberger. Man muß in diesen Spiegel schauen, um lachend selbst zu empfinden, wie wahr er spricht und wie prägnant er das Menschentum mit seinen so zahllosen Schwächen enthüllt. Und dazu hat der Künstlerin für diesen neuen Band die heutige Zeit geradezu unerlöschlichen Stoff. — „Lautröserin“ betitelt sich ein Bändchen Gedichte in oberbayerischer Mundart von Hermann Kraus. Die nachhaltige Wirkung des Humors dieser Verse liegt darin, daß sie in der Mundart von innen heraus das Gedicht zum Kunstwerk gestaltet. — Erwähnung finden soll bei dieser Gelegenheit auch gleich der ebenfalls bei Braun und Schneider erscheinende Münchener fliegende Blätter-Kalender für das Jahr 1925, der dem ernstzunehmenden Samstagswettbewerb der Tage und Wochen die befreiende Quatraschkeit des Humors entgegensetzt.